

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Rebr. 21. Oktober 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 9.

## Herbstgefühl.

Von Karl Ernst Knodt.

Schon überleuchtet der Herbst die Wälder, Und alle Farben stehen müd, Und alle Quellen gehen kälter, Und schlafen gina das Vogelgeleid.

Ein kühles Licht liegt auf dem Leben, Ich fühl' der langen Nächte Roth, Schon ihre schweren Schatten weben Uns Morgen- und um's Abendroth - Und fühl' den Hauch vom eignen Tod.

## Es geschah ihm ganz recht.

Stizze von Alfred von Hedenstjerna.

Im Sommer führte er in den lauschigen Räumen des großen Stadtparkens, die nun gefällt sind und Mietstafelnen Platz gemacht haben, all ihre kindlichen Aufträge aus. Und im Winter schliefte er sich in der ersten Schichten sobald der erste Schnee den Park und die Straßen weiß färbte.

Sie war die hübsche, kleine, dunkelhaarige, fünfjährige Eva des Bureauclerks Kling. Er war der blonde, gutgewachsene, starke, zwölfsährige Rulle des Hotelbaustreichters Stog, und seine Mutter war früher Dienstmädchen gewesen. Daß er sie also bedient und sie ihn als Pferd benutzte, war nicht mehr als recht.

Der Bureauclerk bewohnte eine sieben-Zimmer-Wohnung in der zweiten Etage, der Hausknecht Stog mit Frau und Rulle ein Zimmer mit Küche unter dem Dach. Stog selbst war wenig zu Hause. Eigentlich war es der kleine Eva verboten, mit den Kindern der unteren Klassen zu sprechen oder ihnen zu antworten, wenn sie sie anredeten. Aber Rulle Stog war stets allein, höflich und außer, so daß man mit ihm stillschweigend eine Ausnahme machte. Und er kletterte auf die Klämme und zog den Schlitzen, als wäre es seine Lebensaufgabe.

Die beiden mochten sich sehr gern. Aber als ein paar Jahre vergangen waren, trennte sie der Standesunterschied, was ja nicht mehr als recht war, denn zwischen einem halbblühigen Mädchen aus guter Familie und dem jüngsten Lehrling eines kleinen Speisereisgeschäftes besteht unlegbar eine breite soziale Kluft. Im Lebrigen waren sie sozusagen körperlich einander näher gekommen, denn der Bureauclerk war, seine älteren Kinder Stog aus dem Bauer und Eva zum mit ihrer Mutter in eine zwei-Zimmer-Wohnung in demselben Hause, näher dem Dach und Stogs.

Natürlich unterhielten sich Fräulein Kling und Stogs Rulle nicht miteinander, noch weniger amüsierte sie sich gemeinsam, denn man mußte doch einen Unterschied machen zwischen Leuten und Leuten, das ist nicht mehr als recht. Aber daß er eracben grüßte und sie ihm freundlich zulächelte, wenn sie sich auf den alten Spielplätzen trafen, und daß Fräulein Eva am Sonntag stundenlang mit dem jungen Rulle Stogs Bariton lautete, der aus seiner Küche, in der er nun wohnte, erklang, das konnte weder Gottes Gebot noch die gesellschaftliche Sitte verhindern.

Auch in sozialer Beziehung glitten sie ein wenig näher zueinander, ohne daß sie es zu bemerken wagten. Der Unterschied zwischen einer Beamtenwitwenochter, die billige Musikstunden gibt, und einem Geschäftsbange stellen, der sich selbst sein Brot verdient und durch einen Handelskurs zu steigen hofft, ist ja nicht ganz so groß wie zwischen einem feinen kleiner Mädchen der Oberklasse und dem Gemeindefunktionär eines Hausknechts.

Nachdem Vater Stog mit seinen Trinkgeldern Rulle's Handelskurs bezahlte, dieser eine andere Stelle mit höherem Gehalt gefunden, auf eigene Rechnung eine Mansardenstube in dem alten Hause gemietet und sich zu Leiden begonnen hatte wie ein richtiger Herr, traf er eines Winterabends plötzlich Fräulein Eva Kling auf der Eisbahn, die vor einigen Jahren nur von den Vornehmern besucht worden war, nun aber auch dem Volk gehörte. In der dichten, lebhaften Menge grüßte sie sich nur reserviert, aber auf dem Heimweg trafen sie sich ganz unverwartet in einer wenig belebten Straße und wechselten zum ersten Male nach vielen Jahren ein paar inhaltslose Redensarten. Nachher fand Fräulein Kling daß sie keine gute Haltung beibringt, und Rulle Stog meinte, sich vorlaut benommen zu haben.

Es ist so eine Sache um schöne, lebenswürdige, feine, aber arme Mädchen in großen Städten; es scheint bei Weitem nicht allen, sich handbegemäß zu verhalten. Hätte Rudolf Stog

sich gut gehalten, hätte er Glück und geschäftliche Energie gehabt, vereint mit der äußeren sittlichen Kraft, die nötig ist, um sich hier auf Erden durchzukämpfen, wer weiß? Ja, wer weiß, wie es dann zuletzt gekommen wäre?

Aber Rulle Stog fand es schrecklich amüsiert, zu singen, und wundervoll schmachtend, in fröhlicher Gesellschaft Buntst zu trinken. Er erfüllte seine Pflichten nicht mehr so streng wie früher, und sein Chef bemerkte, daß er um Vormittag nach Frühstück „rod“.

Eines Abends war er besonders müde im Kreise seiner Gefährten. Er erzählte Geschichten, kopierte alle bekannten Schauspieler der Stadt, sang eine Menge Lieder und stellte ein ganzes Variete dar. Schließlich suchte er Nahrung auf einem Balkon, der gar kein Balkon war, sondern ein merkwürdiger Vorsprung an einem Fenster des alten, aus Holz gebauten Lokals.

Als Rulle Stog aufgehoben wurde, war er halbtodt, und als er das Hospital verließ, war sein Vater gestorben, sein Nidgarat getrimmt, das rechte Bein zwei Zoll kürzer als das linke und sein Ruf als ausschweifender Geselle so allgemein verbreitet, daß die besseren Stellen seiner Branche ihm für wie verschlossen blieben.

Aber ein guter Bursche war er noch immer, und seine Stimme blieb ihm treu. Einige Zeit nach dem Unglücksfall, der in der Presse besprochen worden war, hielt es Fräulein Eva Kling nicht mehr aus, sondern klopfte bei der Witwe Stog an und fragte leise, „wie es Herrn Rudolf gehe.“

Sie erhielt eine ungefähr richtige Vorstellung davon, was das Andrusultat seines Unfalls sein werde, aber außerdem erfuhr sie, daß der junge Herr Stog „ganz nüchtern war bei dem Unglücksfall und daß das ganze Unheil dadurch entstanden sei, daß verbrecherisch nachlässige Anwesenheit den Schlüssel in einer Thür hatten stecken lassen, an der länger als zwölf Jahre eine Wendeltreppe gewesen sei, die nun zur Reparatur weggenommen war.“

Das schöne Fräulein Eva zerbröckelte ein paar Tränen in den schwarzen Augen, ehe sie wieder zu ihrer Mutter zurückkehrte, die über den Unfall des jungen Stog die Ansicht hatte, „wer schlecht ist, auch schlecht erntet“, und wenn es auch schwer war für die Mutter und für Herrn Rudolf, so geschah ihm eigentlich doch ganz recht.

Als Fräulein Eva einige Zeit später einst an einem der lebhaftesten Knotenpunkte der Straßenbahn den Wagen wechseln wollte, hörte sie plötzlich einen vollen Bariton, der sie zusammenfahren und ihre Wangen erröthen machte. Aber der Bariton bot dieses Mal kein Lied dar. Er rief nur langsam und deutlich die Namen der meisten Zeitungen der Stadt aus und eine Menge wunderbarer, geradezu märchenhafter Ereignisse, die die neugierigen Leser darin finden würden.

Als Fräulein Eva ganz verwirrt zu dem andern Geleise hinüberlief, erhob sich Rulle Stog auf das lange Bein, hielt einen Augenblick inne und wandte sich ab, und als sie von dem andern Wagen aus einen bange Blick auf ihn warf, sah sie nur seinen geschändeten Rücken und hörte wie im Traum: „Der Herr ist ermordet. Petersburg steht in Flammen, die mandchurische Armee zieht ihre Generale nieder.“

Die Baritonstimme war voll und hart wie ein Stein, die Gestalt trotz des gekrümmten Rückens auf dem langen Bein und den Zehen des andern noch immer hoch ufgerichtet. Aber Rulle's Gesicht war aschgrau, und wenn sie die ihn kannte es gesehen hätte, so würde sie bemerken, daß es zu Tode traurig war und sich bis in die tiefste Seelenschämte. Und nach seinem verpfuschten Leben war das ja nicht mehr als recht.

In der zwölften Stunde, als Fräulein Eva schon Morgens und Abends vor dem Spiegel voll Unruhe die Spuren der Jahre in ihrem feinen, schönen Gesicht zu bemerken begann, hat ein Wirtener am ihre Hand. Er hatte mehrere Kinder und war dem Verwickelten nahe, aber er gehörte ihrem Stand und ihren Verbindungen an, und seine Mittel konnten bei klugem Haushalten ausreichen. Sie antwortet zu lächelnd und dankbar, was nicht mehr als recht war, denn wenn die Sonne sich senkt, bedeuten Schönheit und Nettigkeit nur wenig gegen ein gesichertes Brot.

Ein Zeitungsverkäufer wirft ja zu weilen einen Blick in die Waare, die er feilbietet, wohl meist, um den phantastischen Schilderungen, die er verfertigt, einen schwachen Schein von Wahrheit zu geben, aber oft findet er nicht die Zeit dazu, und dann entfallen bedenklüche Lücken in seinen Kenntnissen der Zeitgeschichte. So wußte Rulle Stog nicht das Geringste von

Fräulein Eva's Verlobung oder Hochzeit, als er sie plötzlich eines Tages an dem Arm eines kupferrothen, ältlichen Herrn über die Schienen des Straßenbahnnotensystems gehen sah, der sein Standort war.

In diesem Augenblick stolperte Rulle Stog, indem er sich auf sein laanges Bein aufrichtete und die Weltvergnüß ausrufen wollte, wie sie sich in der Presse vor seinem Blick darboten. Er fiel quer über die nächsten Geleise, und ein herangeleitender Wagen war so nahe, daß der Führer trotz der langsamen Fahrt ihn unmöglich noch dastan hindern konnte, den Gefallenen zu erschmettern.

Frau Eva sah es und vergaß etliche Tränen darüber, als — sie nach Hause kam.

Aber ihr verständiger Mann unterrichtete sich bei dem Kondukteur und der Kontrolle über das Vorleben des Verunglückten und sagte beruhigend zu seiner aufgereagten Frau:

„Der Schlingel pflegte von Morgens bis Abends betrunken zu sein, so daß er meher hörte noch sah, was vorging. Es ist also kein großes Unglück weiter. Eigentlich ist ihm ganz recht geschehen.“

## Eines Indianers Kuecht.

Im östlichen Bolivia gibt es noch gewaltige Urwälder, die nie der Fuß eines weihen Mannes betreten hat. Will man durch diese Wälder wandern, so muß man sich Schritt für Schritt mit dem Waldmesser in der Hand einen Weg bahnen. Zuweilen wird der Weg durch zu richte Gebüsch verperert, daß man während eines ganzen Tages kaum einige Meilen weiter kommen kann. Verirrt man sich, so findet man selten eine Erhöhung, von der sich die Umgebung übersehen läßt.

Klanen ranten sich von Baum zu Baum. Bald wunden sie sich wie Riesenschlangen um die Stämme, bald hängen sie wie feine Fäden von den Zweigen herab.

In diesem Walde herrscht tiefe Ruhe. Spuren, besonders an den Stellen, wo die Tiere Wasser trinken, zeigen gleichwohl, daß es doch hier Lebewesen verschiedener Art gibt. Man sieht dort die charakteristischen bräunlichen Spuren des Tapirs, die weichen Kratzspuren des Jaguars, Abdrücke der kleinen, netten Hufe der Rehböcke, die originellen Fußspuren des Ameisenbärs, die zeigen, daß er auf den Krallenfeilen geht. Hier und da haben Wildschweineherden den Boden zertreten und aufgerissen. Zuweilen hört man den dumpfen Schrei der Waldhühner, das Quieten der kleinen Affen und das Geräusch der Brüllaffen. Die Singvögel lieben den Urwald nicht, sie lieben die Sonne und die Freude und halten sich ihm deshalb fern.

In diesen Wäldern zu marschieren, ist keine ungemüßte Freude. Die Pflanzen sind reich an Dornen, manche Gebüsche werden von giftigen Ameisen bewohnt, Mospitos plagen den Wanderer hier Tag und Nacht, giftige Jochen teilsen sich an Körper fest.

Geht man tief in einen solchen Wald, so trifft man zuweilen, wenn man Glück hat, einen Pfad, der nicht mit dem Waldmesser, sondern mit den Händen gebahnt ist. Ein Busch, der im Wege stand, ist abgebrochen, ein Zweig vertreten. Wie aus Muthwillen haben die, die hier durchgezogen sind, Blätter und Blumen am Wege oberfliegen. Vielleicht findet man auch einen Pfad, wo die, die hier gewandert sind, sich ausgeraubt, Feuer angemacht, Blätter zum Zigen auf dem Boden ausgebreitet, aus Palmblättern einen Korb gewunden haben, um in ihm die Früchte des Waldes oder andere Beute nach Hause zu tragen.

Wer den großen Urwald kennt, weiß, was das bedeutet. Dort wohnen Urwaldwilde, die Siriono. Dann sieht er sich vor sich, um, als erwartete, daß sich jemand hinter den Baumstammem versteckt hält, bereit, einen tobenden Pfeil abzuschicken. In den Urwäldern Bolivias trifft man oft Spuren dieser Wilden. Wir finden sie nördlich von Santa Cruz de la Sierra, vom Rio Jeshio bis nach Guarayos, in Mojos und zwischen Guarayos und dem Rio Itenes, also innerhalb eines gewaltigen Gebiets.

Stein Meiser kennt noch diese Wilden anders denn als Gefanaene oder Feinde, roh freisen sie unabhängig in allen die iesen Urwäldern umher. Ob sie aus einem Stamm oder mehreren Stämmen bestehen, weiß man nicht. Ihre Kultur scheint jedoch über das ganze Gebiet gleichartig zu sein. Sie haben Hängematten, Thongefäße, Tabakspfeifen aus Knochen, sie schmücken mit den Röhren des südamerikanischen Vibers, haben eigenthümliche, außeror-

entlich kräftige Bogen, Pfeile von ungewöhnlicher Größe und mehrere Arten Körbe. In den Wäldern hat man mehrmals große Lager mit kleinen Palmblättern angetroffen. Wahrscheinlich treiben einige von ihnen etwas Ackerbau.

Mit allen Indianern, die ich kenne, sind sie Feinde. Die Yuracare, Guarayo und Chacobo, alle hassen und fürchten die Siriono.

Zehn Tage lang bin ich mit den Guarayoindianern in den Urwäldern umhergewandert, um die Siriono zu finden, aber vergebens. Es war unmöglich, meine indianischen Begleiter zu bewegen, direkt in das Gebiet des Feindes einzudringen. Und vielleicht war es auch das Beste, denn es ist kaum glaublich, daß es uns gelungen wäre, mit diesen wilden Stämmen befreundet zu werden.

Vor nicht langer Zeit hatte ein Franziskanermönch mit Guarayos einen ähnlichen Ausflug wie ich gemacht und war wirklich glücklich in ein Sirionodorf gekommen. Dort entsponn sich ein blutiger Kampf, bei welchem die Guarayos einen Blutdurst entwickelten, dem der Mönch nicht Gehalt zu thun vermochte. So gar kleine Kinder schlügen sie todt.

Wenn ein Guarayo einen Siriono sieht, so sucht er ihn zu tödten. Sieht ein Siriono einen Guarayo, thut er das gleiche. Nicht selten sind Wanderer zwischen Santa Cruz de la Sierra und der Guarayos-Mission überfallen und durch die Pfeile der Siriono verwundet worden.

Am schlimmsten sind jedoch die Weihen. Wo sie einen Siriono sehen, erschließen sie ihn wie ein wildes Tier. Einmal wurde ein wehrloses Sirionoweb mit ihrem Kindelein an der Brust von einem Jäger in den Fehern eines Weihen überrascht. Mit ein paar Schüssen tödtete er die „Schmarotzer“. Wie interessant wäre es nicht, diese Menschen, diese Wilden des tiefen, großen Urwaldes, richtig kennen zu lernen und sich mit ihnen anzufreunden. Sie sind sicher nicht schlechter als andere Indianer, sie sind nur die am meisten Verfolgten und deshalb üben sie manchmal schlimme Mache.

Ich habe nur zwei Jünglinge von ihnen kennen gelernt. Den einen habe ich in der Mission von Urubista gesehen. Er war als Kind gefangen genommen worden. Den anderen habe ich am Rio Itenes getroffen. Er kam direkt aus dem Urwalde und war der primitivste Mensch, den ich jemals kennen gelernt habe.

Ich will hier erzählen, was ich über diesen Jüngling weiß. Wie die wilden Thiere in den Fehern des Don Enrique's Cuellar bei Curicha stahlen, so thuten es auch die Menschen. Man konnte sehen, daß sie in den Bananenpflanzen gefahren waren, die sie nicht abzuschneiden verstanden, sondern ganz einfach herausgerissen hatten.

Eines Tages kam Don Enrique's an seinen Fehern vorbeigerudert, als er zwei Wilde erblickte. Er winkte ihnen freundlich zu. Einer war ein Greis, der sich nur mühsam vorwärts schleppen konnte, und ein vierzehnjähriger Knabe. Da der Alte nicht zu laufen vermochte, verstanden sie, daß sie nicht entkommen konnten. Wenn näherten sie sich dem weihen Manne.

Don Enrique's sah nun, daß der Alte den Brand an der einen Hand halte und sehr krank war. Er lud beide zu sich in das Boot und sie trugen auch nach einigem Zögern ein. Während der ganzen Zeit, wo sie ruheten, um zur Barade zu kommen, hielt der Knabe ein Blatt über die Wunde des Alten, um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Auch später behandelte er ihn sehr liebevoll. Sie blieben einige Tage bei Don Enrique's, der ihnen Maniot, Bananen und Hühner schenkte. Alles dies lochten sie in ihrem eigenen Thontopf, und sie wollten unter keinen Umständen etwas essen, was sie nicht selbst zubereitet hatten.

Trotz der reichlichen Bewirthung verließen sie in einer Nacht die Barade. Mehrere Tage hörte Don Enrique's nichts von ihnen. Einem Tages kam der Knabe jedoch ganz verzeifelt wieder. Er benahm sich wie toll, schrie, brüllte, sang, bis er endlich einige Leute dazu bekam, ihm ein Stück in den Urwald zu folgen.

Dort fanden sie den Alten unter einem aus Palmblättern erbauten Schutzdach todt. Ueber seinem Mund hatte der Knabe eine Banane aufgehängt. Die Männer wollten die Leiche vergraben, aber er widersetzte sich dem. Dann folgte er den Leuten nach der Barade zurück.

des Don Enrique's. Auf alle Weise versuchte ich es, mit dem jungen Indianer befreundet zu werden. Er durfte mir das Gesicht feuerroth mit Leuto bemalen, er durfte mir Fehern mit Wachs in mein Haar kleben.

Des Tages streiften wir allein in Wald und Feld umher, um zu jagen und Honig zu suchen. Er befahl und ich gehorchte. Wenn er einen Baum mit Honig entdeckt hatte, ließ er mich arbeiten, während er ruhig zusah. Wenn wir Feuer anzumachen wollten, mußte ich Holz zusammensuchen und es anzünden.

Wenn ich Waldhühner beschiedlich und in meinen schweren Schuhen nicht beschaffen genug gehen konnte, wurde ich von diesem Wilden, dessen Kunst, leise durch den Urwald zu gleiten, geradezu unglücklich war, ausgelacht.

Alles hätte ich herzergenern gethan, wenn er mich etwas von seiner Sprache hätte lehren wollen, aber das wollte der Schlaupf durchaus nicht.

Verchiedene Sachen hatte der Jüngling aus dem Urwalde mitgebracht. Sein bestes Werkzeug war ein mit einem Griff versehener Vorderzahn eines großen Raquetieres.

Mir war außerordentlich viel daran gelegen, etwas von diesen seinen Kostbarkeiten durch Tausch zu erwerben. Es war nicht möglich. Er machte sich nichts aus meinen schönen bunten Tüchern, in den Spiegel wollte er nicht einmal hineinsehen, auch die Messer beherzte er nicht hoch.

Eines Tages hoffte ich doch, den Zahn mit dem Griff erwerben zu können. Er schärfte gerade einen Pfeil mit ihm, und ich bot ihm an, ihn gegen einen Pfeilspiz zu tauschen. Er wollte nicht. Nicht einmal für ein Weid gelang es mir, das elende Werkzeug zu bekommen. Der Wilde aus der Tiefe des Urwaldes begreift ganz einfach den Werth des Eisens nicht.

Ganz naht waren der Alte und der Jüngling, als sie das erstmal von Don Enrique's getroffen wurden. Er schenkte dem Jüngling ein Hemd, um „unständiger“ auftreten zu können. Das erste Hemd, das er bekam, riß er vollständig entzwei, das zweite schnitt er in gleicher Höhe mit der Hüfte, von unten gerechnet, ab. Es war so bequemer.

Während gelang es mir jedoch, das Vertrauen des Jünglings zu erwerben, und alles schien sich nach Wunsch zu entwickeln. Eifrig und bescheiden diente ich auf alle Weise meinem Herrn, diesem Urwaldherrn aus der Steinzeit.

Da ereignete sich etwas, was der Fremdschaft ein jähes Ende bereite und sie in einen grimmigen Haß verwanbelte.

Ich machte zusammen mit dem Wilden und meinem Begleiter Roberg eine Kuberfahrt, auf der Roberg einen Alligator erblickte. Mit einem sicheren Schlag tödtete er das Thier. Von diesem Augenblick an konnte der Indianerjüngling weder Roberg noch mich mehr leiden. Näherete sich einer von uns seiner Hängematte, so lief er davon. Er zeigte uns deutlich seinen harten Unwillen. Wir hatten mit dem Mord des Alligators in seinen Augen etwas Schreckliches gethan.

Sturz darauf jag ich weiter. Es wäre zweifellos von großer Wichtigkeit und von hohem Interesse, wenn die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf das Studium dieser primitiven, so niedrig stehenden, den anderen Indianern so ungleichen Menschen gerichtet würde, die eine so große Verbreitung zu haben scheinen.

Vielleicht haben wir es hier mit einer alle Bevölkerung zu thun, die älter ist als alle übrigen, das Innere von Südamerika bewohnenden Indianerstämme.

Erland Freiherr Nordenstjöld.

## Die Sperrung der Spielbank in Mende.

Vor kurzem drangen die Behörden gewaltsam in den Spielfaal der Bank von Mende ein und konfiszirten die Einfäße. Ein Augenzeuge veröffentlicht nun im Bester Lloyd eine Schilderung des Vorfalles, dem wir nachfolgende Einzelheiten entnehmen:

Die Hebrumpelung war ganz militärisch vorbereitet. 11 Uhr Nachts, nach mitteleuropäischer Zeit eine halbe Stunde vor Mitternacht. Das Spiel an sieben Tischen im vollen Gange. Barakt natürlich. Das ehrliche, mörderische Kasard. Du oder ich, Chance gegen Chance. Und an den Tischen Banthalter von ehernem Gleichmuth, Coupier, die mechanisch mit breiten linealen Karten reichen, Geld und Weinmarken zusammentraffen, Spieler, die „Carte“ oder „Non“ sagen, eine Korona von Damen und Herren, elegant, erregt, glühend auf den Moment wartend, der über Mein oder Nichtmein entscheidet.

Herrlich ventilirt dieser weite, schöne Saal, aber man fühlt dennoch den fiebernden Athem von fünfhundert Menschen, die elektrische Spannung, die in der Luft liegt. Um uns eine Menge bekannter Gesichter. Mit einem Mal an einem der Tische Lärm, Bewegung, förmlicher Aufruhr. Viele achten gar nicht darauf. Denken an die Ausschreitung eines verzweifelten Spielers, der, von Sinnen, nach den Bankbilletten anderer oder in die Tasche seines Nachbarn greift. Aber es ist kein Dieb. Ein Einbruch allerdings; doch ein behördlich sanctionirter, von Amtspersonen herantastet. In der Mitte der untadlig gekleideten Menschen stehen plötzlich Leute im Mieder, die Hüte auf den Köpfen. Die Paletots durchnäht, von den Futtrampen wahre Traufen.

Vorkünftig merkt man diese Toilettenmängel nicht. Sieht nur die Spieltische. Daß die Eindringlinge die Hand auf das Geld der Banthalter gelegt haben. Im Namen des Gesetzes! Die Rue de la Loi zu Brüssel ist nicht umsonst verlängert worden. Da und dort wollen die Agenten auch das Geld der Spieler nehmen, aber wer Geistesgegenwart bewahrt und Einspruch erhebt oder gar dem Agenten auf die Finger klopft, trifft auf unerbittliche Zuversicht. Man will offenbar innerhalb gewisser Grenzen liberal sein. An sämtlichen Tischen der nämligen Art. Nur hat mander Banthalter den Augenblick benützt und hat Metalle in Sicherheit gebracht. Auch die Wechselkass hat auf den ersten Alarm die hölzernen Metallrollen fallen lassen; alle sichtbaren Zeichen und Anbeutungen sind verschwunden. Nur die Banknotenbündel und die Zetonhaufen werden von den Polizisten gesammelt, in Leinwand verpackt, verriegelt und aufgenommen. Nach oberflächlicher Schätzung 200.000 Frank. Und angefaßt dieses „Raubes“ ermahnen mit einem Schläge allerlei Institute in den Reuen. Man schreit, pfeift, lärm, jöhlt. Eine durch Markt und Wein bringende Stimme rufft: „Es lebe die herrliche Wirtschaft!“ Anderwärts legt man sich leicht Gewicht darauf, daß die Kerls, die Polizisten, nicht nur ordinaire Straßenschleifer tragen, sondern sogar die Hüte auf den Köpfen behalten haben. Und nun erhebt sich ein irrationeller Entschluß. „Chapeaur! Chapeaur! Chapeaur!“ Nicht das Geld hört die Menae mehr, sondern der Manoel an Grischuna, den die Detektive, die Gerichtsverfollener befehden. Dieser Manoel scheint anstehend zu sein. Eine Minute später stehen Damen und Mädchen auf dem ihres Charakters vorläufig entchieden Bakarratischen und befehen sich das Tobuhobuh von oben. Andere drängen nach dem Flur, zur Ausgangstür.

Da, eine Ueberraschung. Die Thüren sind verschlossen. Keine Seele hinein, keine Seele hinaus. Man erwäut, was geschähe, wenn in dieser Stunde ein leichtfertiger Mensch „Feuer“ schrie. Fünfhundert Personen wie in einer Kasse. Eine reizende Situation, die freilich nicht laue währt. Ein paar entschlossene Leute haben die Thür erbrochen. Man hört, wie die dunklen Scheiben klirrend zu Boden fallen, sieht, wie die „Befreier“ ihre leichten Schnittwunden betroschen. Die Mehrheit der Cerclemitglieder denkt aber gar nicht daran, den Saal zu verlassen. Draußen regnet es in Strömen, und im Saale hat wahrhaftig Nachschlaume die Betroffenheit der ersten Minuten abgelöst. Zwar gibt es noch sorgenaugäute Gemüther, die sich fragen, ob die Kaffe das Geld für die allfälligen arretierten Netons wiedererhalten werde; allein der Frohmuth hat wieder die Oberhand gewonnen, eine Art des Galantheumors greift um sich, läßt die Leute an den grünen Tischen wieder Platz nehmen, und an derselben Stelle, wo kurz vorher Tausende auf einer Karte standen, um Continues zu spielen. Die Banthalter rekrutiren sich jetzt aus dem Publikum, die Coupier aber sind abgehoben, machen den Akt lächelnd mit, schmeißen ihre Holschwerter und fagen nach wie vor: „Men ne va plus!“ Spät nach Mitternacht erst beginnt der wirkliche Grobus.

„Ja!“

Gast: „Frau Wirthin, Sie haben die Gäste gemacht, davor muß man den Hut abnehmen!“

Wirthin: „Ja ja, et sind ja doch Frieß-Kleeße!“

In der Sommerfrische.

Sommerfrische (nach vierzehn Tagen):

Stamm ich heute vielleicht ein reines Landgut bekommen?“

Wäuerin: „Is ebba heuet was B'jonders los?“

„Ja!“

„Stamm ich heute vielleicht ein reines Landgut bekommen?“

Wäuerin: „Is ebba heuet was B'jonders los?“

„Ja!“

„Stamm ich heute vielleicht ein reines Landgut bekommen?“

Wäuerin: „Is ebba heuet was B'jonders los?“

„Ja!“